

## **Wozu regionale Währungen?**

### **Kapitel 2**

#### **Quelle: Margrit Kennedy, Bernard A. Lietaer: Regionalwährungen. Neue Wege zu nachhaltigem Wohlstand**

Regionalwährungen einzuführen, um die regionale Wirtschaftsentwicklung zu fördern, klingt zunächst einmal unerhört, ja geradezu ketzerisch. Aber genau diese Aufgabe nahmen Regionalwährungen lange Zeit wahr, bevor sie vor ein paar Hundert Jahren aus der Mode kamen. Jüngere Forschungsarbeiten (1) konnten nachweisen, dass das regionalen Geldes nicht nur auf eine altehrwürdige Geschichte zurückblickt, sondern zudem noch recht erfolgreich war - ganz im Gegensatz zu den landläufigen Vorurteilen. Außerdem verschwanden die Regionalwährungen nicht etwa, weil sie von der Zeit überholt und durch ein besseres System ersetzt worden waren. Meist wurden sie kurzerhand von einer Zentralmacht abgeschafft, die ihr eigenes Währungssystem einführen wollte, um so die Wirtschaft einer Region besser kontrollieren zu können (2). In vielen Fällen wurden die zentralen Währungen sogar mit Militärgewalt durchgesetzt.

Nun soll damit nicht gesagt werden, dass alle Regionalwährungen grundsätzlich gut gemanagt waren und daher besser funktionierten als die Standardwährungen. Natürlich kam es auch hier zu missbräuchlicher Nutzung und zu Missmanagement, wie wir sie heute mitunter in der nationalen Währungspolitik beobachten können. Wichtig erscheint uns aber, dass während der langen Jahrhunderte, in denen es Regionalwährungen gab, diese ohne Probleme neben den nationalen und internationalen Währungssystemen existierten. Inflation und andere Währungsprobleme traten dabei sehr viel seltener auf als in jenen zwei Jahrhunderten, in denen sich das Monopol der Nationalwährungen durchsetzte.

Tatsächlich wurden die modernen Nationalwährungen nicht selten Opfer von heftigen Krisen. Mit der Aufgabe des Goldstandards\* entwickelte sich die Inflation im 20. Jahrhundert zur Hauptgeißel der nationalen Währungen. Sogar die nach dem 2. Weltkrieg stabilsten Währungen - die Deutsche Mark und der Schweizer Franken - verloren zwischen 1970 und 2000 die »Kleinigkeit« von 60 Prozent ihres ursprünglichen Wertes ein (3). Im selben Zeitraum verlor der US-Dollar 75 Prozent, das britische Pfund gar 90 Prozent. Dabei ist die weit verbreitete Inflation noch keineswegs das schlimmste Übel: Die Weltbank stellte fest, dass in den letzten 25 Jahren nicht weniger als 87 Länder den Zusammenbruch ihres Währungssystems mit ansehen mussten.

Doch kehren wir zunächst zur Geschichte der Regionalwährungen in Europa zurück.

#### ***A. Historische Vorläufer***

In der Geschichte gibt es zahlreiche Präzedenzfälle für lokale bzw. regionale Währungssysteme. In Westeuropa lassen sie sich für einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren - von etwa 800 bis 1800 n. Chr. nachweisen (4).

Die meisten Studien, die sich mit mittelalterlichen und vormodernen Finanzinstrumenten befassen, gehen einhellig davon aus, dass Europa vor der Einführung des Goldstandards ein gut vernetztes Währungssystem mit einer bunten Währungsvielfalt für die unterschiedlichsten Verwendungszwecke besaß. Das System beruhte auf einer allgemein anerkannten

Verrechnungseinheit. Ausgehend von dieser Verrechnungseinheit wurden zwei Arten von Währung ausgegeben: einmal Münzen aus reinem Gold bzw. Silber (die für den Fernhandel gebraucht wurden) und dazu kleinere Kupfer- bzw. Billonmunzen (Billon ist eine stark kupferhaltige Silberlegierung) für den regionalen Güteraustausch (5). Zu den Gold- bzw. Silberwahrungen gehörten zum Beispiel der *Kölner Pfennig*, verschiedene vom König emittierte Münzen aus Frankreich und England sowie der *Bezant*, eine byzantinische Goldmünze, die wohl den Rekord für die längste Gültigkeit eines Zahlungsmittels hält (6). Die Lokalwährungen hingegen wurden von Grundbesitzern, Städten, Bischöfen oder Klöstern ausgegeben. Mitunter gab eine lokale Autorität auch beide Arten der Währung aus, wie dies zum Beispiel im unabhängigen Stadtstaat Venedig der Fall war (7).

### *Komplementäre Währungen vor der Französischen Revolution*

Die bislang beste und umfangreichste Studie über die Geschichte komplementärer Währungen in Europa kommt zu dem Schluss: »Die monetären Dogmen der Gegenwart und der Vergangenheit unterscheiden sich erheblich. Hieß es gestern noch, dass Geld eine Verrechnungseinheit ist, deren Wert sich nach dem in den Münzen enthaltenen Edelmetallgehalt bemisst, so geht man heute davon aus, dass Geld vor allem universal zu sein hat und ihm keine geografischen Begrenzungen auferlegt werden dürfen. Weder das eine noch das andere hätte während des *Ancien Régime* Sinn gehabt. Ganz im Gegenteil: Meist wurde der lokale Güteraustausch durch Münzen, deren Wert sich nicht nach dem Edelmetallstandard bemass, lebhaft gefördert.« (8).

Daher herrscht sogar unter Munzsammlern keine Einigkeit darüber, was man vor der Französischen Revolution, genauer gesagt vor Einführung des allgemein verbindlichen Goldstandards, als Geld betrachten darf und was nicht. Tatsächlich kennt man aus dem *Ancien Régime* eine Vielzahl munzartiger Objekte, die sich in Form, Aussehen und Herstellung weitgehend ähneln.

Gewöhnlich teilt man sie in vier Gruppen ein: *medailles* (Medaillen), *jetons* (Marken), *méreaux* und *monnaie* (worunter man die offiziellen Münzen versteht).

Studien über die Geschichte des Geldes beschränken sich meist auf die letzte Kategorie, die *monnaie* bzw. offiziellen Münzen. Die ersten drei werden dabei als munzahnliche Gebilde betrachtet, also »Pseudo-Geld«. Darüber hinaus beschäftigt sich der Großteil der numismatischen Fachliteratur nur mit den beiden Extremen, den Medaillen und den offiziellen Münzen, da diese den höchsten Prestige- und Geldwert besitzen. *Méreaux* und andere Marken gelten hingegen als Sammelobjekte für weniger Betuchte und werden in den historischen Nachschlagewerken geflissentlich ignoriert. Sogar in den Ländern, in denen ihre Geschichte am besten aufgearbeitet ist, gibt es nur vier Bücher über diese Art von Zahlungsmittel (9), denen einige Hunderte Titel über Medaillen und offizielle Münzen gegenüberstehen. Daher möchten wir Ihnen hier alle vier Geldformen kurz vorstellen:

Medaillen waren munzahnliche Objekte, gewöhnlich aus kostbarem Metall, vergleichsweise groß und meist von künstlerischer Ausgestaltung. Oft handelte es sich um Unikate. Zumindest waren sie meist relativ selten. Fürsten, Könige und Kaiser verehrten sie ihresgleichen als Geschenk oder verliehen sie ihren Untertanen als Belohnung.

Jetons sind ebenfalls münzähnliche Objekte, die meist zum Rechnen mit dem Abakus benutzt wurden. Diese Maschine war ursprünglich mit dem Begriff »exchequer« gemeint, der sich heute noch im Titel des *Chancellor of the Exchequer* findet, worunter man den britischen Schatzkanzler versteht. Händler und all jene, die mit Geld zu tun hatten, brauchten einen solchen Abakus, um ihre Konten ordentlich zu führen. Abakusmünzen waren also gar nicht so selten. Jetons fanden später auch Eingang ins Glücksspiel. Allgemein galten sie als Beleg dafür, dass man etwas bezahlt hatte (wie heute zum Beispiel der U-Bahn-Fahrschein), als Ausweis der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Vereinigung (unseren Mitgliedskarten ähnlich) oder als Unterpand dafür, dass man zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort war (in der Kirche oder beim Treffen einer Geheimgesellschaft zum Beispiel). Bei Aufsichtsratsversammlungen in Frankreich gibt es diese *jetons de présence* heute noch.

Die Méreaux ähneln äußerlich den Jetons. Auch sie sind im numismatischen Sinne Marken. Sie sehen aus wie Münzen und wurden von lokalen Autoritäten ausgegeben und galten als lokales Tauschmittel. Der Begriff *méreau* (auch *mareau* oder *merelle*) stammt vom lateinischen *merare* ab, was »verteilen« bedeutet. Ein deutsches Wort für diese rein französische Form der Lokalwährung existiert nicht. Typischerweise wurden diese »münzähnlichen Gebilde« aus Blei, Zinn und später Kupfer hergestellt.

Münzen hingegen sind als offizielles Zahlungsmittel der gesamten Numismatikergemeinde wohl bekannt.

Für unser Thema allerdings sind Aussehen, Herstellung und Ausgabe dieser Gebilde unerheblich. Wir interessieren uns ausschließlich für ihre praktische Funktion in der Gesellschaft. Unsere Definition für Geld lautet ja: »alles, was eine Gemeinschaft für sich als Tauschmittel akzeptiert hat«. Von diesem Ansatz ausgehend lassen sich die Geltungsbereich der vier Währungstypen klar trennen, wie aus der folgenden Illustration hervorgeht:

((BU S. 4))

Nicht als Tauschmittel benutzt	Als Tauschmittel benutzt
Medaillen - Jetons	Méreaux - Münzen

Allgemein akzeptiertes Zahlungsmittel	Gesetzliches Zahlungsmittel
--	--------------------------------

Zunächst wird danach unterschieden, ob die münzähnlichen Objekte als Tauschmittel dienten oder nicht. Dann gilt es noch zu klären, ob sie zu den »offiziellen Zahlungsmitteln« gehörten, die von der Regierung bzw. vom Land ausgegeben wurden (und daher zur Begleichung der Steuerschuld der Bürger angenommen wurden) oder ob sie einfach nur innerhalb der Bevölkerung ausgetauscht wurden, was wir dann mit dem Begriff »allgemein akzeptiertes Zahlungsmittel« bezeichnen. Für unsere Untersuchung sind also nur die Méreaux und die Münzen interessant. Um die Beziehung dieser beiden münzähnlichen Objekte zueinander besser zu verstehen, müssen wir sie vor dem Hintergrund ihrer historischen Entstehung betrachten.

Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches im 4. Jahrhundert n. Chr. kam es in Europa zu einer starken münztechnischen Fragmentierung, d.h. es

wurden sehr viele verschiedene Währungen ausgegeben. Karl der Große stoppte diese Entwicklung, indem er in seinem Reich (ca. 800 n. Chr.) eine einheitliche, standardisierte Währung einführte. Diese ging jedoch mit dem Ende der karolingischen Herrschaft wieder verloren. Europa musste sich erneut mit zahlreichen Währungen herumschlagen, deren Geltungsbereich noch begrenzter war als vorher. Lokale Grundherren, Bischöfe und Äbte gaben Münzen unterschiedlichster Qualität und Benennung heraus. Der König von Frankreich schaffte hier als erster Ordnung. Ludwig IX. erließ in den Jahren 1265-1266 verschiedene Anordnungen, mit denen er durchsetzte, dass nur die königliche Münze das Recht hatte, Münzen auszugeben, die im gesamten Reich Gültigkeit hatten. Ausgenommen davon war nur das Münzrecht der Barone. Wo dieses galt, gab es also zwei verschiedene Währungen. Außerdem ordnete er an, dass Steuerschulden nur in der königlichen Währung beglichen werden konnten.

In der Folge versuchten sämtliche französischen Könige, das Münzrecht der Barone einzuschränken, entweder durch Rückkauf oder schlicht durch Gewaltanwendung. Im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts war die Zentralisierung der Währung so weit fortgeschritten, dass es zu einer Einschränkung der umlaufenden Geldmenge kam, was zu einer massiven wirtschaftlichen Rezession führte, welche beinahe ein halbes Jahrhundert dauerte. Begleitet wurde sie von den ersten wirklich ausgedehnten Hungersnöten im Europa des beginnenden 14. Jahrhunderts. Die Bevölkerung wurde dadurch so geschwächt, dass sie dem erneuten Ansturm des Schwarzen Todes nichts mehr entgegen zu setzen hatte (10).

Eben weil sie das Recht verloren hatten, ihre eigene Währung herauszugeben, griffen die lokalen Autoritäten immer stärker auf die Méreaux zurück. So wurden diese zum allgemein akzeptierten Zahlungsmittel auf regionaler Ebene. Diese Praxis wurde dann zunehmend von ihren weniger mächtigen Nachbarn, die noch nie Münzrecht besessen hatten, imitiert. Méreaux hatte es zwar bereits in der Antike gegeben, doch richtig weit verbreitet wurde ihr Gebrauch erst nach dem Einschränken lokaler Münzrechte durch die Krone.

Ein Indiz dafür, dass die Anordnungen des Königs nicht ohne Weiteres befolgt wurden, ist die Häufigkeit, mit der sie wiederholt werden mussten. So untersagte zum Beispiel die Stadt Arras den Gebrauch der Méreaux bereits im 14. Jahrhundert. Dass diese Anordnung nicht besonders griff, bezeugen spätere Edikte gleichen Inhalts aus den Jahren 1451, 1464 und 1468 (11). Und dies ist kein Einzelfall. Beinahe vier Jahrhunderte nach Ludwig IX. und seinen Erlassen zum königlichen Münzrecht treten im Jahr 1657 königliche Beamte in der Stadt Maçon auf den Plan, um die Ausgabe »einer größeren Menge von Bleimarken« zu verhindern, die in der Stadt als Zahlungsmittel kursierten. Diejenigen, die sich hier das Münzrecht anmaßten, waren lokale religiöse Autoritäten, die sich mit dem Hinweis verteidigten, sie gäben schon seit drei- oder vierhundert Jahren solche Méreaux heraus (12). Zwanzig Jahre später kam es in der Stadt Autun zu einem ähnlichen Vorfall (13).

Wie wurden nun die Méreaux verwendet? Nehmen wir zunächst einmal die kirchlichen Bleimarken, von denen im vorigen Beispiel berichtet wurde. Neben den Mönchen, die in ihren Klöstern nach der Ordensregel lebten, gab es im Mittelalter und der frühen Neuzeit noch den »säkularen« Klerus. Jede Pfarrkirche hatte ihren Geistlichen, der ein ganz »normales« Leben unter seinen Schäfchen führte. Manchmal schlossen sich mehrere von ihnen zu Chören

zusammen, die zu Messen und anderen Andachten sangen. Daneben übten sie noch einige andere Aufgaben aus: Im Mittelalter bildeten die Priester einer Kathedrale ein Kapitel, das den örtlichen Bischof wählte. Wenn nun Mitglieder des »Domkapitels« eine Messe lasen bzw. an einer Messe teilnahmen, wurden sie in Méreaux bezahlt, die sie später gegen Nahrung, Wein und andere Güter eintauschen konnten. Auch die zahlreichen wohltätigen Einrichtungen gaben ihre eigenen Méreaux heraus, die man gegen Brot, Heringe, warme Mahlzeiten und Obdach eintauschen konnte. Am Ende dieser Entwicklung waren einige der Marken so weit verbreitet, dass sie in den Städten, in denen sie ausgegeben wurden, als allgemeines Zahlungsmittel akzeptiert wurden.

Noch bedeutsamer aber sind jene Marken, wenn damit eine Leistung im Rahmen bestimmter Arbeiten abgegolten wurde. So finden sich in den Archiven Hinweise, dass zur Entlohnung der für die Kathedrale tätigen Glockengießer extra bestimmte Méreaux geprägt wurden (14). In Saint Omer bezahlte ein Kloster Bauarbeiten und andere von weltlichen Arbeitern ausgeführte Tätigkeiten in *méreaux de salaire*. Sie wurden in Blei gegossen und trugen ein Emblem, das zeigte, welche Art der Arbeit ausgeführt worden war.

((BU S. 5 - Bild muss von B.L. noch eingefügt werden; Labrot S. 82f.))  
Méreau für Terrassierarbeiten bzw. für durchgeführte Transporte

Mit diesen Méreaux konnte man beispielsweise seine Unterkunft bezahlen oder in bestimmten Gasthäusern Wein und Mahlzeiten bekommen. Natürlich wurden diese Gasthäuser vom ausgebenden Kloster beliefert, sodass ein lokaler Wirtschaftskreislauf entstand, in dem die Arbeit für das Kloster mit Produkten des Klosters bezahlt wurde. In Saint Omer gab der Stadtrat im 17. Jahrhundert ebenfalls Méreaux aus, mit denen er die Arbeiten an seinen Türmen und Verteidigungswällen vergütete. Auf dieselbe Weise wurden 1566 die Wälle von Lille bezahlt und 1663 die von Amiens (15).

Sogar der König selbst bediente sich der Méreaux, wenn er dadurch zu seinen Gunsten einen geschlossenen Wirtschaftskreislauf schaffen konnte. So entdeckten Archäologen beispielsweise Méreaux mit dem königlichen Wappen und verschiedenen Maurerwerkzeugen. Damit wurden die Arbeiter bezahlt, die nach der berühmten Belagerung von Montségur, das 1244 im Feldzug gegen die Katharer fiel, die Festung wieder aufbauten. Später gaben die französischen Könige in Paris auch Bleimarken heraus, um ihre Bediensteten in Küche, Stall und anderen königlichen Einrichtungen zu bezahlen (16).

((BL: Bild muss noch eingefügt werden; Labrot S. 86))

All dieser historischen Beispiele wird deutlich, dass das Vorurteil, lokale Währungen seien abgeschafft worden, um die Wirtschaft zu modernisieren und die Effizienz des Systems zu steigern (wie manche modernen Währungsexperten glauben), schlicht unhaltbar ist.

Betrachteten die Zeitgenossen aber ihre Méreaux tatsächlich als Geld? Kurz und bündig gesagt: Ja! Allein die Tatsache, dass viele dieser Marken die Aufschrift *moneta*, Münze, tragen, kann hierfür als Beleg gelten. Dass die Méreaux als »richtiges« Zahlungsmittel galten, beweist auch das Faktum, dass jeder, der sie fälschte, ebenso drastische Strafen zu gewärtigen hatte wie ein »normaler« Münzfälscher. Der Bußkatalog reichte vom Übergossenwerden mit siedendem Öl über das Naseabschneiden bis zum Brandmarken des Gesichts

mit glühenden Eisen hin zum Prangerstehen, wobei man dem Volkszorn hilflos ausgeliefert war.

Und in welcher Relation stand das allgemein anerkannte zum offiziellen Zahlungsmittel? Das hing ganz von Zeit und Umständen ab. Mochte eine Marke zu Anfang nur innerhalb einer bestimmten sozialen Umfelds gelten, konnte sie sich allmählich aber immer weiter ausbreiten, bis sie schließlich in weiten Teilen der Bevölkerung als Zahlungsmittel akzeptiert wurde.

Zunächst einmal lässt sich der Stellenwert der beiden Währungssysteme nicht auf Grund archäologischer Funde ermitteln. Die meisten großen Geldfunde sind das, was wir gemeinhin als »Schatz« bezeichnen. Als solcher wird typischerweise aber nur das offizielle Zahlungsmittel betrachtet, das einen entsprechenden Gehalt an Edelmetall aufweist. Die wichtigsten Markenfunde jedoch finden sich beim Ausbaggern von Flüssen innerhalb der Grenzen historischer Städte (17). Méreaux und andere Marken tauchen also selten in Münzsammlungen auf, weil sie weniger schön und weniger wertvoll sind als die offiziellen Münzen. Dass archäologische Funde somit mehr Münzen als Marken zu Tage fördern, sollte uns nicht zu dem Fehlschluss verführen, letztere wären kaum im Umlauf gewesen.

Wir können sogar davon ausgehen, dass diese Ersatzzahlungsmittel eine wesentlich größere Rolle spielten, als man heute annimmt. Der berühmte Gelehrte Nicholas Oresme weist schon im 13. Jahrhundert darauf hin, dass man zwischen Währungen für den Zahlungsverkehr und Währungen zu Sparzwecken unterscheiden müsse. Später nahm der Begründer der Londoner Börse, Lord Gresham, seine Gedanken auf und formulierte sie zum so genannten Greshamschen Gesetz um, in dem sich das Wertesystem des Goldstandards widerspiegelt: »Schlechtes Geld verdrängt gutes.« Die Währungen, die einen hohen Eigenwert besitzen (»gutes Geld«), werden zur Aufbewahrung von Werten verwendet, wodurch sie dem allgemeinen Geldverkehr entzogen werden. Dadurch zirkuliert mehr und mehr »schlechtes« Geld, das keinen oder nur einen geringen Münzwert hat. Daher spielte dieses Geld im Alltagsleben der Stadtbürger eine wesentlich größere Rolle, als dies auf den ersten Blick scheinen mag. Das Gegenteil gilt für große Transaktionen bzw. den Handel über die Grenzen der Region hinweg. In all diesen Fällen dominierte natürlich das offizielle Zahlungsmittel.

Bleibt die Frage, welche Bedeutung eine Geldform im Laufe der Zeit gewinnt. Dies lässt sich letztlich nur in der Rückschau beantworten. In diesem Zusammenhang ist eine Äußerung von Michel Dhenin, dem Kurator des *Cabinets des Médailles* der Nationalbibliothek in Paris, nicht ohne eine gewisse Pikanterie. Er meinte einmal in Bezug auf unsere aktuellen Währungen: »Man könnte ja einwenden, dass reales Geld heute weitgehend von Pseudo-Geld ersetzt wird, ja dass wir in unseren Geldbörsen nur noch scheinbares Geld herumtragen. Und damit läge der Betreffende noch nicht einmal falsch.« (18)

Das System mehrere paralleler Währungen wird häufig als Geschichte von Unzulänglichkeiten und Irrtümern beschrieben, die durch die Einführung des internationalen Goldstandards später behoben worden seien (19). Die Verfechter dieser Ansicht betrachten ein System komplementärer Währungen als nicht ausreichend homogen und damit als hinderlich für Preisbildung und freien Güteraustausch. Doch ist auf das Nebeneinander verschiedener Währungen auch ein anderer Blick möglich, der in einer Währungsvielfalt auch ein bewusstes Instrument zur Aufrechterhaltung voneinander getrennter

Wirtschaftskreisläufe (lokaler bzw. überregionaler) sieht, das darüber hinaus die monetäre Trennung verschiedener Geldfunktionen (Aufbewahrung versus Tausch) ermöglicht. Dieser Argumentation haben sich so renommierte Experten wie Fernand Braudel und Aldo de Maddalena angeschlossen (20).

Dass wir die verschiedenen Funktionen vormoderner monetärer Instrumente jedoch so präzise einzuschätzen vermögen, verdanken wir in erster Linie der bahnbrechenden Studie von Luigi Einaudi (21). Jüngere Forschungsarbeiten nehmen seinen Ansatz auf und weisen damit beispielsweise nach, dass die Trennung monetärer Kreisläufe und Funktionen die entscheidende Grundlage für das finanzielle Gleichgewicht innerhalb der wirtschaftlichen und sozialen Systeme des Ancien Régime war (22). Diese Wissenschaftler kommen zu einem interessanten Schluss: »Das monetäre System vor der Einführung des Goldstandards war also keineswegs eine mangelbehaftete Notlösung, sondern ein stabiles System zweier Währungen. Folgt man diesem Ansatz weiter, so liefert die Finanzgeschichte des mittelalterlichen und modernen Europas erdrückende Beweise dafür, dass ein *kohärentes duales Währungssystem* auf institutioneller Ebene machbar und auch wirtschaftlich sinnvoll ist. Ein solches duales Währungssystem, das sowohl in allgemeiner als auch formeller Hinsicht als Komplementärwährung konzipiert ist, vereint monetäre Effizienz mit den Zielen des sozialen Ausgleichs.« (23)

Des Weiteren zeigt sich in der historischen Betrachtung, dass die regionalen Währungssysteme nicht abgeschafft wurden, weil sie wenig Effizienz boten oder die Bevölkerung von ihnen nicht profitierte. Der einzige Grund war vielmehr die wachsende Macht einer zentralen (d.h. königlichen) Autorität.

Im 18. Jahrhundert griff dieser Prozess der Vereinheitlichung auf die internationale Ebene über. Zunächst wurde unter dem Druck der damals dominierenden Nation der Briten der Goldstandard eingeführt. Dass dieser im Laufe des 20. Jahrhundert aufgegeben werden musste, hat den Vereinheitlichungsprozess der Währungen jedoch nicht gestoppt, im Gegenteil. Das Abkommen von Bretton Woods, das angeblich nur den Dollar an einen bestimmten Goldstandard band, zeitigte in der Hauptsache ein Resultat: Der dominante Global Player in Sachen Währung wurde ein anderer. Als Präsident Nixon 1971 die Garantie, dass der Dollar jederzeit zu einem bestimmten Kurs in Gold umgetauscht werden würde, fallen ließ, wurde klar, dass es auf der Welt bereits einen globalen Dollarstandard gab. Die einzig vernünftige Antwort darauf war die Bildung unabhängiger transnationaler Währungslandschaften wie zum Beispiel der Eurozone. Wir werden später zeigen, dass die Schaffung des Euro nur ein erster und nötiger Schritt war, um mit Hilfe monetärer Innovationen die Probleme des 21. Jahrhunderts zu lösen.

Dabei sollten wir uns klar machen, dass die wichtigsten Währungsstrategen des 20. Jahrhunderts, unter ihnen John Maynard Keynes, der einige zentrale Ausschüsse in Bretton Woods leitete, eigentlich genau das Gegenteil von dem wollten, was bei dieser Zusammenkunft schließlich herauskam. Ihr Hauptziel war es, jedem Staat seine eigenständige Geldpolitik zu erlauben, die von internationalen Erfordernissen unabhängig sein sollte (24). Es überrascht uns daher auch nicht, dass Keynes für den internationalen Zahlungsausgleich ein duales Währungssystem vorschlug. Er unterschied zwischen einer Verrechnungseinheit für den Gütertausch (der von einer *Clearing Union* überwacht werden sollte) und einer anderen für internationale

Darlehen (die wiederum von einer Behörde für Internationale Investments kontrolliert werden sollten). (25)

Trotz der gewichtigen Stimmen, die für ein Nebeneinander monetärer Instrumente und Funktionen eintraten (zu ihnen gehörte nicht nur Keynes mit dem von ihm vorgeschlagenen *bancor*, sondern auch Fisher (26) mit dem »kompensierten Dollar« und Hayek (27), der ebenfalls verschiedene Währungen favorisierte), schritt die Globalisierung und Vereinheitlichung des Geldes unaufhaltsam fort. Mit ihr verschwanden nicht nur die geopolitischen Grenzen zwischen den Nationalwährungen, sondern auch die Unterschiede zwischen verschiedenen wirtschaftlichen Aktivitäten bzw. ihren Akteuren. Und so erscheint uns nun das Aussterben der Vielfalt monetärer Instrumente, die Jahrhunderte lang Bestand hatten, als unvermeidlich. Heute benutzen wir für alle möglichen wirtschaftlichen Aktivitäten dieselbe Form von Geld, ob wir nun lokal, regional, national oder global tätig werden. Eine einzige Währung dient uns für den Handel zwischen privaten Partnern und für die Verteilung von Kaufkraft innerhalb unserer Gemeinschaften. Sie fungiert gleichzeitig als Tauschmittel, als Reserve und als Mittel zur Aufbewahrung von Werten.

Da die meisten Wirtschaftslehrbücher die historischen Fakten verschweigen, schrecken die Fachleute allein beim bloßen Gedanken an multiple Währungen zurück, weil sie diese für eine im besten Fall unorthodoxe, eher aber gefährliche Idee halten.

Doch vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was der historische Abriss erkennen ließ:

1. Der zunehmende Trend zur globalen Vereinheitlichung von Währungen ging von dem Bestreben der Zentralmächte aus, Kontrolle zu erlangen, und diente keineswegs einer wie auch immer gearteten Steigerung wirtschaftlicher Effizienz bzw. Modernisierung des Systems, was in gewissem Sinne ja gerechtfertigt wäre.

Im Gegensatz dazu gibt es überzeugende historische Belege, dass gut gemanagte Regionalwährungen parallel zu nationalen bzw. supranationalen Systemen eingesetzt werden können, ohne Inflation oder andere Währungskrisen zu verursachen.

2. Der Trend zur Vereinheitlichung hat darüber hinaus den unangenehmen Nebeneffekt, das Spektrum an Lösungen für lokale und regionale Wirtschaftsprobleme erheblich einzuschränken. Darüber hinaus konzentriert sich die Finanzkraft in wenigen Zentren.

3. Ist es daher nicht an der Zeit, dass wir uns fragen, ob diese Entwicklung überhaupt wünschenswert ist - vor allem vor dem Hintergrund der Probleme in Europa und im Rest der Welt?

Doch bevor wir uns an die Beantwortung dieser Frage machen können, müssen wir genauer definieren, was wir heute unter Regionalwährung verstehen.

## ***B. Definitionen und Beschränkungen***

Regionalwährungen sind eine Sonderform dessen, was man heute Komplementärwährung nennt. Dies ist deshalb wichtig, weil wir für eine auf breiter Basis funktionierende Regionalwährung kein aktuelles Modell finden. Für die Komplementärwährung allerdings gibt es genügend, auch aktuelle

Anwendungsbeispiele. Aus diesem Grund werden wir zunächst einen Blick auf die Komplementärwährung werfen.

Eine der praktischen Umsetzungen des komplementären Währungskonzeptes sind die Bonusmeilen der Fluggesellschaften. Anfangs nur als Marketinggag gedacht, der die Markentreue der Fluggäste zu ihrer Airline stärken sollte, lassen sich heute damit Ferngespräche bezahlen, Taxis, Hotels oder Restaurants. Zwei Drittel der Bonusmeilen britischer Fluggesellschaften werden für etwas anderes als neue Flüge eingetauscht. In Großbritannien werden Bonusmeilen sogar von Sainsbury, der größten Supermarktkette des Landes, akzeptiert. Und sie können »Bonusmeilen« erwerben, ohne auch nur ein Flugticket gekauft zu haben, zum Beispiel wenn Sie für Ihre Einkäufe die Visacard der Citibank benutzen. Bonusmeilen sind also zu einem nicht-offiziellen, zweckgebundenen Zahlungsmittel geworden. Dass Komplementärwährungen ein sinnvolles Geschäftsmodell sein können, ist mittlerweile eine allgemein anerkannte Tatsache. (Siehe Kasten)

#### *Das Geschäftsmodell »Komplementärwährung«*

Rein betriebswirtschaftlich gesehen geht es darum, dass die Wertschöpfung für das Unternehmen höher ist als die *Grenzkosten* für jeden zusätzlichen Kunden. Bei den Fluggesellschaften bestehen diese Grenzkosten letztlich nur in den realen Kosten, die *ein zusätzlicher Passagier* auf dem entsprechenden Flug verursacht (letztlich also nur die Kosten für die Mahlzeiten). Alle anderen Kosten sind feste Kosten. Man nennt sie so, weil sie ohnehin anfallen, ganz egal, ob jemand den Platz im Flugzeug beansprucht oder nicht.

Sinnvoll ist so eine Komplementärwährung also für all jene Unternehmen, die *niedrige Grenzkosten* haben. Es gibt durchaus Geschäftszweige, in denen die Grenzkosten bei Null liegen, zum Beispiel im Kino (solange es nicht voll ist). Ein zusätzlicher Besucher verursacht keinerlei Kosten, weil alle Kosten feste Kosten sind - ob es sich nun um die Leihgebühr für den Film, die Heizkosten oder das Gehalt des Filmvorführers handelt. Sie fallen sowieso an, egal, ob nur ein Besucher da ist oder deren 300. Ein Kino kann also einen Besucher einlassen, auch wenn er bis zu 90 Prozent des Eintritts in einer Komplementärwährung bezahlt und steht immer noch besser da, als wenn es nicht Teil des Systems wäre. Auch wenn das Kino die Zweitwährung hinterher verfallen lässt, würde es immer noch mehr Gewinn in offizieller Währung machen als ohne diesen Besucher. Aber natürlich können der Kinobesitzer und seine Angestellten die Komplementärwährung auch nutzen und dadurch ihren Profit noch steigern. Ein anderes Beispiel: Ein Restaurant hat gewöhnlich Grenzkosten von etwa einem Drittel der Kosten einer Mahlzeit. Diese entsprechen dem, was Sie tatsächlich auf den Teller bekommen. Ein weiteres Drittel sind Festkosten: Pacht, Heizung, Angestellte und so weiter. Nur das letzte Drittel macht den Gewinn aus. So lange das Restaurant also nicht voll ist, hat es durchaus Sinn, zusätzliche Besucher anzulocken, die zur Hälfte in offizieller Währung, zur Hälfte in einer Komplementärwährung bezahlen.

Der konventionelle Weg für einen Geschäftsinhaber, volle Auslastung zu erzielen, wären allgemeine Rabatte. Das hat jedoch den Nachteil, dass damit die Produkte auch für jene Kunden billiger werden, die ohnehin kommen würden. Wenn der Rabatt sich also nur auf die Nutzer der Komplementärwährung erstreckt, bleibt das Einkommen aus dem Besuch der Normalkunden erhalten. Außerdem kann der Inhaber selbst entscheiden, in

welcher Form er den Rabatt erteilt. So kann er die Komplementwährung zum Beispiel nur an Arbeitstagen akzeptieren, wenn er am Wochenende gewöhnlich ausgebucht ist.

Aus diesem Grund operieren die Fluggesellschaften eher mit Bonusmeilen, um ihre Plätze zu füllen, statt allgemeine Rabatte zu geben. Auch diese unterliegen teilweise noch bestimmten Einschränkungen wie zum Beispiel: »Vielfliegerprogramme gelten nicht an Ferientagen«.

Auf diese Weise können Komplementärwährungen ungenutzte Ressourcen mobilisieren und damit unbefriedigte Bedürfnisse decken. Darüber hinaus können die Unternehmen diese zusätzlichen Zahlungsmittel natürlich einsetzen, wie immer ihnen dies nützlich sein kann. An einem solchen Programm teilzunehmen hat nämlich auch indirekte Vorteile für die Firmen ... ((BL: Hier hört der Text im Kasten auf. Fehlt da was?))Ja, da fehlt etwas und ich habe es auch nicht in meiner Fassung! MK

Wie können wir nun aus dem, was wir über das Geschäftsmodell der Komplementärwährung erfahren haben, eine Definition derselben ableiten? Eine Komplementärwährung stellt eine allgemeine Übereinkunft innerhalb einer Gemeinschaft dar, etwas anderes als das offizielle gesetzliche Zahlungsmittel\* für den Austausch von Gütern und Dienstleistungen zu akzeptieren. Die meisten Komplementärwährungen dienen keinen kommerziellen Zwecken, weshalb man sie häufig auch Gemeinschaftswährung oder Lokalwährung nennt. Im Englischen ist auch der Begriff *common tender* (im Gegensatz zum *official tender*, dem gesetzlichen Zahlungsmittel) gebräuchlich. Da diese Währungen gewöhnlich *neben* der gesetzlichen Verwendung finden und diese nicht etwa ersetzen, ziehen wir hier den Begriff Komplementärwährung (von franz. *complément*, »Ergänzung«) vor.

Das Komplementärprinzip ist in der Wirtschaft zwar neu, in anderen Disziplinen wie Physik, Psychologie, Biologie oder Philosophie ist es als theoretisches Konzept durchaus gebräuchlich. Für die Physik haben W. Pauli (28), W. Heisenberg (29) und N. Bohr (30) seine Nützlichkeit nachgewiesen, für die Systemtheorie tat dies C. François (31), für die Psychologie C. G. Jung (32), für die Medizin V. von Weizsäcker (33) oder T. von Uexkuell und für die Ethik K. O. Apel. Sogar die Molekularbiologie arbeitet mittlerweile mit diesem Prinzip, um das Speichern von Information in der DNS zu erklären. Die östlichen Philosophien vom Taoismus bis zum Zen-Buddhismus haben die Vorstellung von der Komplementarität als Grundlage. Und ein so bedeutender Philosoph wie der Japaner Miura Baien hat sein gesamtes Denken darauf gegründet. Sie alle nutzen dasselbe Prinzip zur Erklärung der Welt.

Wir können uns also vorstellen, dass das Prinzip der Komplementarität von enormer Bedeutung ist. (Siehe Kasten)

### ***Das Prinzip der Komplementarität***

von Dr. Stephan Brunnhuber

((BL: Ist dieser Text vielleicht auf Deutsch vorhanden? Der Name des Autors lässt so etwas vermuten.))Nein dieser Text existiert nur in englisch und muß noch übersetzt werden! MK

In den letzten 20 Jahren kam es zu einer Zunahme an komplementären Zahlungsmitteln, die meist eine eng begrenzte, mitunter rein lokale Funktion hatten. Tatsächlich ist dies zum ersten Mal der Fall, ohne dass hinter diesem

Prozess eine Wirtschaftskrise oder ein Krieg steht. Die folgende Grafik soll veranschaulichen, wie sehr die Anzahl solcher Zahlungsmittel in den letzten zwei Jahrzehnten zugenommen hat.

((BU S. 12))

Die heutige Situation

Anzahl komplementärer Währungssysteme in 12 Ländern

(1984-2003)

((Leider kann ich die Beschriftung der Grafik auf meiner Kopie nicht lesen; es handelt sich dabei um einzelne Länder, die - je nach vorliegendem Bildmaterial - vielleicht noch in Deutsch eingesetzt werden müssten.))Ja, vielleicht kann BL da noch eine bessere Fassung der Graphik einfügen. MK

Eine Region soll hier definiert werden als »geografisches Gebiet, mit dem die Menschen sich identifizieren« Das ist eine gute und an dieser Stelle ausreichende Definition. MK Wie wir in Kapitel 3 noch näher erläutern werden, ist die Größe einer Region für ihr Selbstverständnis weniger bedeutsam als die potenzielle Dichte menschlicher Interaktion, natürliche geografische Grenzen wie zum Beispiel Flüsse, Berge, Täler oder Wälder und natürlich der »Stolz auf die Zugehörigkeit zu diesem Gebiet«.

Eine Regionalwährung ist also eine Form der Komplementärwährung, die zum Ziel hat, mit Hilfe ungenutzter Ressourcen auf regionaler Ebene bislang unbefriedigte Bedürfnisse zu stillen. Praktisch bedeutet das, dass sie einen wesentlich breiteren Anwendungsbereich besitzt als Lokalwährungen (Beispielhaft seien hier die LETS-Systeme\*, Tauschringe oder Time Dollars\* genannt.), die in der obigen Grafik aufgeführt sind. Lokale Systeme umfassen meist nicht mehr als etwa 1000 Mitglieder. (Eines der größten LETS-Netze weltweit, das Blue Mountain LETS bei Sydney, Australien, zählt etwa 1000 aktive Mitglieder.) Die aktuell gültigen Währungen hingegen sind meist nationale oder transnationale Systeme, die für mehrere Millionen oder gar Hunderte Millionen (siehe Euro) Menschen gelten. Ein regionales Währungssystem sollte also dazwischen angesiedelt sein und für 10 000 bis maximal 1 Million Menschen Gültigkeit haben.

Die aktuell existierenden Lokalwährungen werden bei dem von uns vorgeschlagenen System keineswegs überflüssig. Sie nehmen einen sinnvollen und wichtigen Platz ein. Einige davon haben sich vor allem als Gemeinschaftswährung hervorgetan, indem sie den direkten Austausch zwischen zwei Menschen erleichterten und so neue Beziehungen zwischen den Beteiligten schaffen. Außerdem ist es durchaus möglich, dass einige der lokalen Währungssysteme sich zu einem übergreifenden Netzwerk zusammenschließen und eine Regionalwährung hervorbringen, ohne auf ihre Rolle als unabhängiges Subsystem mit eigener lokaler Identität verzichten zu müssen. Darauf werden wir in Kapitel 4 noch näher eingehen.

Die praktische Erfahrung mit bereits vorhandenen lokalen Systemen hat jedoch gezeigt, dass das mit diesem Zahlungsmittel geregelte Tauschvolumen meist begrenzt bleibt, auch wenn die Systeme schon seit mehr als zehn Jahren existieren. Nur ganz wenige Teilnehmer geben an, dass sie mehr als ein Drittel ihres Bedarfs mit Hilfe einer lokalen Währung decken (34). Und auf makroökonomischem Niveau betrachtet machen die komplementären Währungssysteme höchstens ein Prozent der regionalen Tauschvorgänge aus. Einer der schwerwiegendsten Gründe für diese Begrenztheit liegt allerdings in der Tatsache, dass die lokalen Geschäfte die komplementären Zahlungsmittel

nur sehr selten akzeptieren. Lokale Währungssysteme haben daher einfach zu wenig Gewicht, um einen entscheidenden wirtschaftlichen Einfluss auf eine Region auszuüben.

Dies soll jedoch deren soziale Bedeutung für die beteiligten Menschen nicht schmälern. Denn der Mensch ist nun einmal primär sozial und nicht nur wirtschaftlich orientiert.

In diesem Buch allerdings widmen wir uns nicht nur sozialen Themen. Wir versuchen, Visionen und Strategien zu entwickeln, die als Gegengewicht zum aktuellen Globalisierungsprozess wirken können. Wir suchen also nach einem Modell komplementärer Währungssysteme, die groß genug sind, um einen entscheidenden sozioökonomischen Einflussfaktor abzugeben. Wir würden ein regionales System als erfolgreich betrachten, wenn es in der Lage wäre, bis zu 30 Prozent der ökonomischen Austauschvorgänge innerhalb eines Gebietes zu bewältigen. Dabei wollen wir hier noch einmal unterstreichen, dass es uns nicht darum geht, ein Land oder ein bestimmtes Gebiet ökonomisch von seiner Umgebung abzugrenzen, um es autark zu machen. Denn auch wenn die von uns vorgeschlagene Regionalwährung erfolgreich wäre, so würde der weitaus größte Teil des Wirtschaftskreislaufs immer noch über das Instrument der offiziellen Währung laufen. Vollkommene Autarkie ist in der heutigen Welt weder praktikabel noch wünschenswert (35). Stellen Sie einfach mal zum Spaß eine Liste der Dinge auf, die Sie jeden Tag benutzen und auf die Sie verzichten müssten, wenn Sie nur nutzen könnten, was Ihre Region produziert. Trotzdem zeigt die Erfahrung, dass, wenn wir Produktion und Konsum konsequent von unserem Umfeld lösen, also »delokalisieren«, auch ein entscheidendes Moment verloren geht. Am sinnvollsten ist es daher, einen passenden Mittelweg zu finden, der beide Extreme vermeidet. Wo dieser Mittelweg liegt, ist für jede Region, jeden Menschen und jede Art des Konsums neu zu entscheiden.

Doch um eine Komplementärwährung zu einer echten Regionalwährung zu machen, braucht es mehr als nur eine bestimmte Menge von Nutzern und einen gewissen wirtschaftlichen Einfluss. Die Vorstellung von einer »Region« umfasst noch wesentlich subtilere Aspekte. Da ist zunächst einmal die Frage der Identität. Häufig weist »unsere« Region bestimmte natürliche Grenzen auf, die sie zu dem machen, was sie ist. Sie kann ein ganz eigenes Ökosystem, zum Beispiel ein Gebirgstal, sein. Manchmal ist damit auch eine charakteristische Biosphäre wie zum Beispiel ein Moor oder ein bestimmtes Anbaugebiet damit gemeint. Ziel und Zweck einer Regionalwährung ist es, einen privilegierten Informationsraum zu schaffen, der die Menschen und Ökosysteme eines bestimmten Gebietes miteinander verbindet. In späteren Kapiteln werden wir sehen, dass regionale Währungen häufig bestimmte Initiativen fördern, mit denen eine Region ihre spezifischen Probleme lösen kann, ohne eine Finanzierung von der Zentralmacht bzw. ihren Bürgern fordern zu müssen. Eine Regionalwährung ermöglicht gebietsbezogene Problemlösungen, die ohne sie gar nicht möglich wären. Sie erweitert also unseren Handlungsspielraum.

### **C. *Wann, wenn nicht jetzt?***

Für eine möglichst baldige Einführung von Regionalwährungen gibt es drei gewichtige Argumente. Jeder dieser Punkte wird uns neue Einsichten in das Wesen regionaler und überregionaler Wirtschaftskreisläufe vermitteln, die uns auf den folgenden Seiten immer wieder nützlich sein werden. Daher soll dieses

Thema uns hier noch ein wenig beschäftigen. Die drei Argumente, die hier und heute für die Einführung von Regionalwährungen sprechen, sind:

- Regionale Währungen bieten ein Modell wirtschaftlicher Entwicklung, das zum Informationszeitalter passt.
- Der Verunsicherung, die mit diesem Zeitalter einhergeht, können wir nur mit Flexibilität und Experimentierfreude begegnen.
- Die komplexen Probleme in Europa erfordern ungewöhnliche neue Lösungen.

### 1. *Ein Entwicklungsmodell für das Informationszeitalter*

Dieses Argument geht im Wesentlichen auf einen Mann zurück, dem man solche Gedankengänge auf den ersten Blick nicht zutrauen würde. Toshiharu Kato hat fast sein ganzes Leben dem METI (früher MITI) gewidmet, dem japanischen Ministerium für Wirtschaft, Handel und Industrie. Das METI ist eine der einflussreichsten Institutionen des Landes, da es sämtliche öffentlichen und privaten Wirtschaftsinitiativen kontrolliert. In den später 80-er Jahren, als er schon mehr als 20 Dienstjahre im gehobenen Management hinter sich hatte, wurde er Vorstand der Kammer für die Dienstleistungsindustrie im METI. Seine Stellung ist und war eine der angesehensten in der öffentlichen Verwaltung Japans. Außerdem gehört er zum Vorstand des *Financial Supervision Committee*, der Aufsichtsbehörde für den Finanzmarkt, hat also expliziten Einblick in das Funktionieren konventioneller Währungen. Gerade dieser Hintergrund verleiht seinen Ausführungen eine große Überzeugungskraft.

1993 nahm er eine Auszeit, die schließlich 36 Monate dauern sollte. Sein erklärtes Ziel dabei war es, in den USA zu leben, um zwei Modelle einer auf Hightech-Innovationen beruhenden Wirtschaftsentwicklung persönlich in Augenschein nehmen zu können: das Silicon-Valley-Modell und das Route-128-Modell. Das Route-128-Modell hat seinen Namen nach der Entwicklung am Highway 128 rund um Boston, Massachusetts. Dort siedelten sich Ende der 80-er Jahre einige Großkonzerne (zum Beispiel Hewlett-Packard, Raytheon und andere Lieferanten des Verteidigungsministeriums) an, die wiederum Hunderte kleiner Hightech-Firmen anzogen, deren Ideengeber von den dortigen Universitäten (MIT - Massachusetts Institute of Technology und Harvard) kamen. Beim Silicon-Valley-Modell hingegen geht es um die bekannte Ansammlung von kleinen Hightech-Computerfirmen und Venture-Capital-Unternehmen, die rund um die Universität Stanford in einem Tal südöstlich von San Francisco aus dem Boden schoss.

Kato schloss, dass das dezentrale Modell des Silicon Valley, in dem Hunderte kleiner Firmen ein dichtes Netz an Kontakten knüpften (ohne sich um mächtige Konzerne im Zentrum zu scharen), das geeignete Modell für Japans Zukunft sei. Und was noch beeindruckender ist: Er führte dieses Modell einer dezentralen Entwicklung logisch fort, indem er eine neue Art regionaler Währung einführte, die er »Eco-Money« nannte.

Seine Argumente für die Einführung dezentraler Wirtschaftsstrukturen in Japan gelten nicht nur für das krisengeschüttelte Nippon, sondern mehr oder weniger für die ganze Welt. »Japan muss aktiv dafür Sorge tragen, dass in seinen unterschiedlichen Regionen eine neue Vielfalt entsteht, um ein sozioökonomisches System zu fördern, das die Gemeinschaft in den Vordergrund stellt. [...] Japans Weg in die Informationsgesellschaft muss geprägt sein von wirtschaftlichen und sozialen Innovationen, damit es als

Vorläufer für andere Staaten wirken kann. [...] Jede einzelne Region wird ihre eigenen Industriekonglomerate entwickeln - mit eigenen wirtschaftlichen Zentren, einem eigenen unternehmerischen Umfeld und entsprechend kreativen Gemeinschaften. [...] Die moderne Wirtschaftswissenschaft bietet uns leider keine klaren Lösungsansätze. Die traditionelle Sicht der Wirtschaftswissenschaft schließt aus der simplen Summe bestimmter Daten, in welche Richtung sich die Wirtschaft bewegt. Diese Sicht macht es jedoch unmöglich, dynamische Veränderungen von einem Attraktor\* zu einem anderen zu analysieren und begreifen. [...] Die eigentliche Aufgabe der Wirtschaftspolitik hingegen ist es, den Attraktor ins Zentrum der wirtschaftlichen Bewegung zu rücken. Nur so ist die Wirtschaft in der Lage, Probleme zu lösen. Um dies zu leisten, dürfen wir nicht nur die Entscheidungen von Personen und Unternehmen, den gesellschaftlichen Akteuren der Makroebene, registrieren, wir müssen ebenso die Interaktionen zwischen diesen Akteuren betrachten. [...] *Das neue japanische Entwicklungsmodell basiert auf der Bedeutung der Region. Es weist eine duale Struktur auf, die der regionalen Wirtschaft und der Gemeinschaft.*« (36)

Toshiharu Katos Worte sind vor allem in zweierlei Hinsicht äußerst bemerkenswert:

- Zum einen stellt er ganz richtig fest, dass die traditionellen Wirtschaftswissenschaften nicht in der Lage sind, Beziehungen zwischen den Teilnehmern des Wirtschaftssystems hinreichend zu verdeutlichen. Sie konzentrieren sich ausschließlich auf das Gesamtvolumen der Tauschvorgänge. So stellt die klassische Volkswirtschaft beispielsweise keine begrifflichen Instrumente zur Verfügung, um unterscheiden zu können, ob ein Umsatz von einer Milliarde Euro von einem Großkonzern oder von zehntausend unabhängigen Kleinunternehmen getätigt wurde. In einer Informationsgesellschaft aber ist dies von entscheidender Bedeutung, weil letzterer Fall ein robustes soziales und informationstechnisches Netz darstellt, das für eine vielfältige, stark diversifizierte Wirtschaftsstruktur spricht. Doch wie der amerikanische Autor John Perry Barlow, der für die Ausdehnung der Bürgerrechte auf den Cyberspace kämpft und sich daher gründlich mit Zukunftsmodellen beschäftigt hat, meint: »Für die Wirtschaft der Zukunft sind Beziehungen wichtiger als Besitztümer.«

- Zum anderen ist bemerkenswert, dass Toshiharu Kato seine neue Wirtschaftspolitik nicht in Begriffen der traditionellen Wirtschaftswissenschaft beschreibt. Die ökonomischen Standardkonzepte sind dem Newton'schen Weltbild entlehnt. Daher sind sie nicht in der Lage, das, was den Erfolg einer Informationsgesellschaft ausmacht, zu analysieren. Statt auf die traditionellen Vorstellungen greift Kato daher auf die Begriffe der Chaostheorie zurück, die entwickelt wurden, um komplexe Systeme darzustellen. So ist es ihm möglich, den dynamischen und interaktiven Charakter wirtschaftlicher Vorgänge adäquat zu beschreiben. Aus diesem Grund aber können wir seine Schlussfolgerung auch nur dann richtig einschätzen, wenn wir wissen, was ein Attraktor ist.

Die heutige japanische Wirtschaft ist durchweg auf dem Route-128-Modell aufgebaut, das Kato für ungeeignet hält, um die Herausforderungen der Zukunft zu meistern: Einige wenige Großkonzerne ernähren Abertausende von Kleinunternehmen und Familienbetrieben, die für die Kolosse Zubringerdienste leisten. Die Großkonzerne sind wiederum auf eine Art und Weise verflochten, die aus ihnen - anders als in Europa oder Amerika - eng verwobene Giganten

(so genannte *Zaibatsu*) macht, von denen es in ganz Japan höchstens sechs gibt. Daher ist Japan vermutlich von allen Volkswirtschaften diejenige, die Katos Vorstellungen von der Wirtschaft der Zukunft am allerwenigsten entspricht. Wie also stellt er sich die weitere Entwicklung hin zu einer dezentralen Wirtschaft vor?

Die einfache, aber nichtsdestoweniger revolutionäre Antwort lautet: über ein System regionaler Währungen. Dies hat einen ganz simplen Grund:

In jedem Wirtschaftssystem ist der höchste Attraktor Geld. Vor diesem Hintergrund kann man Ziel und Zweck eines Unternehmens so beschreiben: Jedes Unternehmen ist bemüht, so viel Geld als möglich anzuziehen und so wenig als möglich auszugeben. Der Markt ist nun der »Ort«, an dem alle Marktteilnehmer um das verfügbare Geld konkurrieren. Daher lässt sich die Energie des ganzen Systems fundamental verändern, wenn man ins Geldsystem eingreift. Auf diese Weise geht eine angestrebte Umstrukturierung weit schneller und kostengünstiger vonstatten, als wenn man dasselbe Ziel mit Hilfe der Gesetzgebung bzw. oder der doch recht aufwändigen Kraft der Überzeugung erreichen wollte.

In Katos Augen ist eine neue Währung, die er *Eco-Money* nennt, das Schlüsselinstrument zur Reformierung der japanischen Wirtschaft. »*Eco-Money* ist das Geld des 21. Jahrhunderts, das zum Tausch in so verschiedenen Bereichen wie Umwelt, Sozialsysteme, Gemeinschaftsleben und Kultur genutzt werden kann. Das 'Ökogeld' wird parallel zur gesetzlichen Währung genutzt. Auf diese Weise können beide Währungsformen am effektivsten zur Schaffung eines angemessenen Lebensstils genutzt werden.« (37)

Doch Kato hat die Nützlichkeit regionaler Währungen in der Informationsgesellschaft nicht nur theoretisch nachgewiesen. Mittlerweile koordiniert er eine ganze Reihe von »*Eco-Money*«-Experimenten im ganzen Land. Etwa 40 Modelle unterschiedlicher Größenordnung und Ausgestaltung werden in Japan aktuell erprobt. Diesen verschiedenen Modellen widmet sich Kapitel 9, wo das »Experimentallabor Japan« genauer untersucht wird.

Hier soll uns einstweilen nur die Schlussfolgerung aus Katos Erfahrungen interessieren: Dass Regionalwährungen nämlich keineswegs einen Rückfall in eine primitivere Vergangenheit darstellen, wie dies einige ihrer Kritiker so leidenschaftlich behaupten. Tatsächlich sind sie ein sinnvolles Instrument für unsere Zukunft. Klar ist, dass einige Länder den Zug Richtung Informationsgesellschaft verpassen werden. Diese Staaten sind die Entwicklungsländern des 21. Jahrhunderts. Derselbe Vorgang war bereits beim Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft zu beobachten. Einige Länder, die im 19. Jahrhundert noch zu den hoch entwickelten zählten, verschliefen den gesellschaftlichen Wandel und rutschten im 20. Jahrhundert in die »dritte Welt« ab. An diesen Staaten sehen wir, wie schwer es ist, derartige Versäumnisse später noch aufzuholen.

Wenn wir ein bestimmtes Währungssystem einführen, entscheiden wir gleichzeitig über unsere Zukunft. Diese Tatsache hat vor etwa 100 Jahren schon Georg Simmel beschäftigt: »Bei der aktuellen Debatte um die Zukunft unseres Geldes geht es nicht etwa um Inflation oder Deflation, feste oder flexible Wechselkurse, Gold- oder Papierstandard. Es geht letztlich um die Gesellschaft, in der dieses Geld künftig wirken soll.« (38) ((XXX; Originalzitat muss noch eingefügt werden.))

## 2. *Flexibilität gefragt*

Im Moment herrscht Einigkeit darüber, dass wir uns mit nicht zu unterschätzender Geschwindigkeit auf ein »postindustrielles Zeitalter« zu bewegen. Darüber aber, was dies nun genau bedeutet, gehen die Meinungen schon wieder auseinander. Eines ist sicher: Der gesellschaftliche Wandel wird unser Leben rasch und in unvorhersehbarer Weise verändern. Kurz gesagt: Wir sind ins »Zeitalter der Ungewissheit« (39) eingetreten.

So lange wir in einer Welt lebten, die sowohl vorhersagbar als auch kontrollierbar war, hatte es durchaus Sinn, Informationen zu zentralisieren und Entscheidungen den »Sachverständigen« zu überlassen. Das Informationsmanagement wurde sinnvollerweise in hierarchische Ebenen aufgeteilt, welche die Befehls- und Kontrollfunktion ausübten. Diese Struktur ist mittlerweile durchdringt mittlerweile alle Ebenen der Gesellschaft, sodass die Vorstellung, andere Wege könnten möglicher effektiver und praktischer sein, gar nicht erst aufkommen kann.

Doch mittlerweile sind immer mehr gesellschaftliche Subsysteme (Regierungsgewalt, Gesundheitspolitik, Umwelt, Arbeitsmarkt, Finanzmärkte und so weiter) von Krisen betroffen. Der Übergang in die Informationsgesellschaft wird tatsächlich zum »Zeitalter der Ungewissheit«. Daher sind wir der Meinung, dass wir ernsthaft überlegen sollten, ob andere Modelle uns nicht weiter bringen. Halten wir unter diesen Umständen weiter an den alten hierarchischen und zentralistischen Strukturen fest, würgen wir eben jene Neuerungen ab, mit Hilfe derer wir die veränderte Situation in den Griff bekommen würden.

Die folgende Tabelle veranschaulicht, was der gesellschaftliche Wandel von uns verlangt:

Alte Muster (Industriezeitalter in der Reifephase) Vorhersagbarkeit und Kontrollierbarkeit werden vorausgesetzt. Wissen und Information sind zentralisiert. Experten finden Lösungen	Neue Muster (Postindustrielles Zeitalter) Grundlegende strukturelle Veränderungen werden gefordert. Wissen und Information sind verteilt. Neue Modelle werden von vielen Menschen erprobt.
Eindimensionale Befehls- und Kontrollfunktionen herrschen vor	Komplexe wechselseitige Anpassungsvorgänge finden statt

((BU S. 18))

»Okay, sobald ich das Signal gebe, fangen wir an, post-industriell zu denken!«

Wenn wir die anstehenden Veränderungen betrachten, wird klar, weshalb Universallösungen, die für einen Staat - oder gar über die Ländergrenzen hinweg für ganz Europa bzw. die ganze Welt - gedacht sind, nicht funktionieren können, ob es sich dabei nun um Arbeitslosigkeit, Sozialsysteme, Bildung und Erziehung oder andere Dinge handelt. Tatsächlich deutet alles darauf hin, dass die Modelle des späten Industriezeitalters in der Zukunft *immer stärker* an Gültigkeit verlieren werden.

Dieser Kasten kommt doppelt vor und ist besser in Kapitel 1 (etwa S. 9)MK

Das bisher Gesagte trifft keineswegs nur auf den Wirtschafts- und Unternehmensbereich zu. Die Studien des *Santa Fe Institutes* in New Mexico, wo Anpassungsvorgänge in komplexen Systemen untersucht werden, beweisen, dass solche Vorgänge in allen Systemen auftreten, die einen bestimmten Grad an Komplexität aufweisen, d.h. in physikalischen ebenso wie in biologischen, in sozialen ebenso wie in ökonomischen. Die Theorie komplexer Systeme besagt, dass - konträr zur Newton'schen Logik - Komplexität nicht linear zunimmt. Ihr Wachstum verläuft vielmehr in Schüben. In solchen Wachstumszeiten nimmt der Grad an Organisiertheit ab, das System nähert sich dem Chaos, ohne jedoch ganz umzuschlagen. Diese »quasi-chaotischen« Zustände ergeben sich immer dann, wenn die Strukturen eines Systems sich auflösen, um sich auf der nächsthöheren Ebene wieder neu zu organisieren. Zumindest ist dies die Theorie von Ilya Prigogine, der den Nobelpreis für Chemie für seine Arbeiten über »irreversible Prozesse« erhalten hat. Später wandte er sich der physikalischen Statistik und der Erforschung so genannter »dissipativer Strukturen« zu. Er wies auch, dass auch in einfachen chemischen Systemen das Chaos, das entsteht, wenn sich eine Ebene auflöst, grundlegend für die Neuordnung auf der nächsthöheren Ebene ist. Wir sind davon überzeugt, dass wir den Zustand »am Rande des Chaos« bereits erreicht haben. Sobald unsere Umwelt aber in den strukturellen Wandel eingetreten ist, bleibt uns nur eine Chance: Wir müssen die Innovationskraft dessen nutzen, was zu Anfang als neue Unordnung erscheint, wenn wir mit den sich ergebenden Problemen fertig werden wollen. Mit anderen Worten: im Problem die Chance sehen und sie ergreifen.

Wie also sollen wir praktisch mit dem »Strukturwandel« umgehen, der in allernächster Zukunft auf uns zukommt? Wie können wir für die »Verteilung von Information« sorgen und so viel schöpferische Geister als möglich dazu ermutigen, ihre Lösungsansätze einzubringen?

Unserer Auffassung nach ist ein größeres Maß an wirtschaftlicher Freiheit auf regionaler Ebene der beste Weg. Und wie Toshiharu Kato richtig meint, können solche Experimente nur mit Hilfe regionaler Währungen gelingen.

### 3. *Die besondere Lage Europas*

Europa, der alte Kontinent, steht am Scheideweg. Es hat mit einer ungewöhnlichen Häufung von Problemen zu kämpfen, die bereits an anderer Stelle ausführlich behandelt wurden (40):

- die zunehmende Überalterung der Gesellschaft, in welcher der Anteil der Rentner an der Gesamtbevölkerung höher steigen wird als je zuvor, was zur Folge hat, dass weder Renten noch die Kosten für die medizinische Versorgung bezahlbar sein werden;
- eine dauerhafte Arbeitslosigkeit, die den höchsten Punkt seit 1930 erreicht hat und an der alle konventionellen Lösungsansätze scheitern;
- eine dauerhafte Stagnation der Wirtschaft, die vor allem Deutschland betrifft, das am Rande einer Deflation zu stehen scheint, die durchaus japanische Ausmaße annehmen könnte.

Leider haben die europäischen Länder sich aller Mittel beraubt, um auf diese Situation reagieren zu können. Die Euro-Einführung war zwar in geopolitischer Hinsicht sinnvoll, das Timing jedoch hätte schlechter nicht sein

können (41). So hat die Euro-Einführung den Handlungsspielraum der beteiligten Länder so verkürzt, dass die Negativwirkungen sich auf verhängnisvolle Weise potenzieren:

1. Jedes Euro-Mitgliedsland hat die geldpolitischen Zügel der Europäischen Zentralbank übergeben. Deren Politik ist jedoch *per definitionem* nicht auf die Bedürfnisse einzelner Länder, sondern auf die des gesamten Wirtschaftsraumes hin ausgerichtet.
2. Traditionell gibt es nur zwei Wege, die Wirtschaft zu stimulieren: durch Geldpolitik oder Fiskalpolitik. Die Geldpolitik senkt die Zinsen, sodass sich für Unternehmen und Einzelpersonen der Anreiz vergrößert, in neue Produktionsmittel bzw. Eigenheime oder Ähnliches zu investieren. Die Fiskalpolitik, auch als »keynesianisches Instrument« bekannt, erhöht in Zeiten mangelnden Wirtschaftswachstums die Staatsausgaben. Dies jedoch wird durch den europäischen Stabilitätspakt verhindert, der festlegt, dass kein Mitgliedsland der Eurozone pro Jahr mehr als 3 Prozent seines Bruttoinlandsproduktes an Neukrediten aufnehmen darf. Diese Grenze ist dauerhaft und unverrückbar. Die meisten Euro-Länder, die dem Stabilitätspakt beigetreten sind, haben dieses Kriterium erfüllt. Damit bleibt den Regierungen aber kaum Spielraum, um durch Anhebung der Staatsausgaben die Wirtschaft anzukurbeln.
3. Die Europäische Zentralbank (EZB) muss, vor allem in den ersten fünf oder zehn Jahren ihres Bestehens, einen sehr harten geldpolitischen Kurs verfolgen. Der Vertrag von Maastricht sichert ihr völlige Unabhängigkeit von den Wünschen einzelner Regierungen und macht sie zur Hüterin der Preisstabilität. Ein starker Euro aber heißt letztlich, dass die Möglichkeiten, Probleme wie die Arbeitslosigkeit in den Griff zu bekommen, beschränkt sind. Und wird die staatliche Ausgabenpolitik gelockert, so dürfte die EZB den geldpolitischen Hahn noch stärker zudrehen. »Eine expansive Haushaltspolitik sowie eine rigide geldpolitische Haltung der EZB würde die neue Währung noch mehr stärken. Dies zeigt das Beispiel der amerikanischen Federal Reserve, die in den frühen 80-er Jahren des 20. Jahrhunderts den Außenwert des Dollars kontinuierlich ansteigen ließ, während Reagan ein historisches Budgetdefizit verursachte. Auch die Bundesbank hielt die Deutsche Mark stark, während Anfang der 90-er Jahre die Kosten der deutschen Einheit ein enormes Haushaltsdefizit verursachten. Es ist anzunehmen, dass die EZB ihre Vorbilder im Zweifelsfall noch überbieten würde.« (42)

All dies heißt letztlich nur eines: Die Regierungen der Euroländer stehen mit dem Rücken zur Wand und haben keine Möglichkeit, etwas dagegen zu unternehmen. Wenn die Arbeitslosigkeit weiter steigt, werden auch die sozialen Spannungen zunehmen. Davon profitieren letztlich alle extremistischen und nationalistischen Parteien. Für uns steht viel auf dem Spiel: der soziale Friede, die politische Ausgeglichenheit und die Legitimität des Projekts Europa. Aber natürlich haben die traditionellen Denker neoliberaler Prägung dafür auch schon eine Lösung parat: Europa muss sich strukturell wandeln, wenn es der Arbeitslosigkeit Herr werden will. Damit ist meist eine Reihe von Maßnahmen mit einer ganz bestimmten Zielsetzung gemeint: die Abschaffung oder Lockerung des sozialen Netzes, eine spürbare Absenkung des Lebensstandards der arbeitenden Bevölkerung und ein rasantes Anwachsen der Einkommensunterschiede zwischen den reichsten fünf Prozent der Bevölkerung und dem Rest. Genau das hat sich nämlich in den USA zugetragen, wo derartige Maßnahmen in den letzten 20 Jahren umgesetzt wurden. Wir sind

jedoch der Ansicht, dass Europa eine ganze Reihe von Gründen politischer, pragmatischer, historischer und ethischer Natur hat, einen anderen Weg zu suchen.

Deshalb schlagen wir vor, weniger konventionelle Mittel in Betracht zu ziehen. Eines dieser Mittel wären regionale Währungen, die neue, ungewöhnliche Lösungen für diese belastende Situation ins Spiel brächten. Sicher ist dabei nur eines: Europa hätte sehr viel mehr Chancen mit dem Euro und einer Gruppe regionaler Währungen als mit seinen alten Nationalwährungen.

Warum dies der Fall ist, wird jedoch erst klar, wenn wir uns ansehen, welche Rolle das Geldsystem in verschiedenen Modellen wirtschaftlicher Entwicklung spielt. Dieser »tote Winkel« in unserer Optik ist Thema des nächsten Kapitels.